

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 75 (1966)
Heft: 7

Artikel: Sind unsere Tibeter glücklich?
Autor: Vischer, Helen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sind unsere Tibeter glücklich?

Helen Vischer

Je mehr die Kinder dem Schulalter entgegenreifen, desto sinniger bauen sie sich ihre Spiele, wobei ihnen die Phantasie hilft, den Mangel an Spielzeug mit Hilfe der rohen Steine der Natur wettzumachen. Leere Medikamentenschachteln sind besonders beliebt in dem Dispensarium, einem u-förmigen Haustrakt, wo durchschnittlich fünfzig Kinder aus den übrigen «Nurseryhäusern» zur Behandlung eines «Wehwehchens» oder einer ernsteren Krankheit vorübergehend weilen.

Die Älteren werden nicht vernachlässigt. Nach Möglichkeit kommen sie unter die Obhut von Lehrern, lernen die ziervolle tibetische Schrift, werden durch Hindi-Unterricht auf das Gastland Indien hingewiesen. Malen, Singen, Tanzen pflegen natürlich auch sie. Und Beten, in jenem rezitativen Tone der Gemeinschaft, den schon die Kleinsten kennen! Sie bleiben Tibeterlein in unserer «Nursery», auch wenn die geschenkten Kleider den europäischen Schnitt verraten. An Festtagen jedoch und beim Besuche von hohen Persönlichkeiten strahlen alle in farbigen Jubars, den traditionellen Gewändern.

Wir lieben sie an allen Tagen, die Kranken wie die Gesunden. Oft können wir leider nicht vermeiden, dass vielkehliges Weinkonzerte ertönen. Doch sind die Schrecken einer Einspritzung bei Impfungen oder Behandlungen recht bald vergessen, besonders wenn ein «Tschiri», ein Bonbon, dem Tapferen als Belohnung winkt.

So bleibt bald nicht eines unter den 650 Gesichtchen unbemerkt. Von den meisten weiss man nach wenigen Monaten eine Geschichte zu erzählen, sie wachsen einem dadurch noch näher ans Herz. Dann, eines Tages, ziehen sie weg. Nun ja, sie haben das Alter erreicht, da sie in den Tibeterschulen Simlas, Dalhousies, Kalimpongs, oder wo immer sie verstreut liegen mögen, aufgenommen werden, um weiter die Regeln des Lebens zu lernen. Neue Kinder rücken ihnen nach, neue Anhänglichkeit blüht in der «Nursery» alsbald auf.

Froh wird man hier, wenn man sieht, was diesen Flüchtlingskindern zur Freude ihres noch jungen Lebens gegeben wird. Wir sehen ihr Glück, wir sehen ihre Nöte — und wir wissen, dass die Hilfe aus unseren schweizerischen Händen kam und weiter kommen wird, damit die Kinderstation in Dharamsala erhalten bleibt, sich weiterentwickelt, zum Segen all der Flüchtlingskinder, für die unsere Liebe nie verloren ist.

Im Oktober 1961 ist die erste, aus verschiedenen Familien bestehende Tibetergruppe in die Schweiz gekommen, um nach einer Zwischenstation in Unterwasser definitiv im Tibeterheim in Waldstatt Aufnahme zu finden. Nach und nach sind neun Tibeterheime bevölkert worden, und im August dieses Jahres konnte in Rüti, Zürich, das zehnte Heim von neueingereisten Tibetern bezogen werden.

Fünf Jahre berechtigen uns noch nicht dazu, abschliessend über den Versuch der Ansiedlung von Tibetern in der Schweiz zu sprechen, aber es ist an der Zeit, eine Zwischenbilanz zu ziehen und uns selber klar zu werden, was die unendlich vielen erfreulichen und anderen Ueberraschungen, die wir mit unseren Tibetern erlebt haben, eigentlich bedeuten.

Nur nach sehr grossen Bedenken hatte das Schweizerische Rote Kreuz seinerzeit den Entschluss gefasst, gemeinsam mit dem Verein Tibeter Heimstätten in der Schweiz Angehörige dieses uns so fremden asiatischen Volkes in die Schweiz zu bringen. Ausschlaggebend waren die Berichte unserer jeweiligen Aerzte in Indien, die uns klarlegten, wie unmöglich es sei, in diesem überbevölkerten und klimatisch ungünstigen Land auch nur annähernd für alle tibetischen Flüchtlinge zu sorgen, und dass die indische Regierung den begreiflichen Wunsch hege, es möchten möglichst viele Flüchtlinge in anderen Ländern Aufnahme finden. Andererseits hatte der Verein Tibeter Heimstätten in der Schweiz beträchtliche Mittel gesammelt, konnte aber sein Ziel, Tibeter in die Schweiz zu bringen, ohne Mithilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes nicht verwirklichen. Die Durchführung dieser Aktion hat uns nun fünf Jahre lang in Atem gehalten, hat uns eine Unmenge von Mühe, Arbeit, Freude und Aerger gebracht. Es sei gleich vorweggenommen, dass wir heute überzeugt sind, damals den richtigen Beschluss gefasst zu haben, und zwar, trotzdem, oder vielmehr gerade weil sich die Dinge anders entwickelt haben als wir seinerzeit erwarteten. Aber was hatten wir denn erwartet? Wir hatten, um uns vorzubereiten, alle Bücher über Tibet und die Tibeter, derer wir habhaft werden konnten, gelesen und die Teilnehmer an Himalayaexpeditionen über ihre Erfahrungen mit tibetischen Führern und Trägern befragt. Wir hatten erfahren, dass die Tibeter ein Bergvolk seien, gar nicht unähnlich den früheren Schweizern, nur noch viel, viel freundlicher, fromm, unabhängig, freiheitsliebend, genügsam und ausdauernd. Weil sie mit der Zivilisation und der Technik sozusagen über-

haupt noch nicht in Berührung gekommen waren, dachten wir, dass Arbeitsplätze bei Handwerkern und Landwirten für sie am besten passen müssten und dass sie in der so ganz andersartigen und fremden Umgebung froh sein würden über die Geborgenheit im gemeinsamen Heim.

Nun taucht bestimmt auf dem Gesicht von mehr als einem Leser ein mitleidiges Lächeln auf; denn wie kann man von freiheitsliebenden, unabhängigen Menschen, die erst noch den Schweizern gleichen sollen, annehmen, dass sie gerne in einem gemeinsamen Heim bleiben wollen? Ganz recht, das war auch einer unserer Irrtümer! Bevor wir die anderen aufzählen, soll aber geschildert werden, mit welcher heiteren Freundlichkeit die Tibeter unsere Demonstrationen über Hygiene und Reinlichkeit aufnahmen. Es musste ihnen alles vorgemacht werden, wir konnten uns noch nicht mit ihnen verständigen. Es schien ihnen kolossalen Spass zu bereiten, und der Heimleiterin zuliebe machten sie alles getreulich nach. Voll Vergnügen badeten die Frauen ihre Kinder mehrmals am Tag und wuschen sich täglich die Haare, dann gossen sie schleunigst eine Flasche Öl darüber. Aber das war nur am Anfang. Immer wieder waren wir erstaunt über die rasche Anpassungsfähigkeit unserer Schützlinge, die noch verstärkt wurde durch den Wunsch, der Heimleiterin gefällig zu sein. Sie bereiten einem sehr gerne eine Freude, die Tibeter! Unsere Nahrung hat ihnen von Anfang an sehr geschmeckt, trotzdem sie gewöhnt waren, den Tee zu salzen, die Butter ranzig zu essen und obwohl sie ihre Vorliebe für schimmelige saure Milch nicht ganz verhehlen konnten.

Erst viel später sind wir uns bewusst geworden, mit welchen Erwartungen die ersten Tibeter zu uns gekommen sind. Sie hatten bestimmt nicht erwartet, nie mehr frieren und hungern zu müssen, warmes Wasser zur Verfügung zu haben und jeden Tag dreimal warmes Essen zu bekommen, wo sie doch gewohnt gewesen waren, mit dem spärlichen getrockneten Yakmist mühsam das Kochfeuer zu unterhalten. Aber als sie mit dem seltsamen grossen Vogel in den Himmel flogen und wieder hinunter kamen auf die Erde in das Land, von dem man ihnen gesagt hatte, die Bewohner seien ihnen freundlich gesinnt und wollten ihnen helfen, da hatten sie ganz fest darauf gezählt, Land zugewiesen zu erhalten und Herden und wieder ihr freies, unabhängiges Leben führen zu können wie vor dem Einmarsch der Chinesen in Tibet. Es muss sehr schwer für sie gewesen sein, nach und nach zu begreifen, dass davon keine

Rede sein könne und dass ihre Arbeit bei Handwerkern und Landwirten, die sie wohl als Zwischenlösung angesehen hatten, ein Dauerzustand sein sollte. Wir haben manche Reaktionen aus dieser Zeit nachträglich besser verstanden. Wenn sie schon nicht selber Land und Vieh haben konnten, dann wollten sie wenigstens möglichst viel verdienen, genau so viel wie die italienischen oder schweizerischen Arbeiter, mit denen sie sich recht bald über diese Dinge ganz gut verständigen konnten. Eine Fabrikarbeit mit einem höheren Stundenlohn schien den Tibetern, genau wie den Arbeitern aus anderen Ländern, sehr viel anziehender als eine Lehre bei einem Handwerker, wo der Arbeitgeber wegen der Sprachschwierigkeit oft nur sehr langsam mit dem Stundenlohn steigen konnte. Die Tibeter aber wollen von Zeit zu Zeit dem Dalai Lama ein Geschenk senden können, sie wollen ihre Verwandten in Indien unterstützen, und sie wollen sparen für den Fall, dass Tibet befreit wird und sie in die Heimat zurück können. Und sie wollen möglichst bald wieder ihr eigenes Brot backen und ihre Lieblingsgerichte kochen, wenigstens an den tibetischen Festtagen, für gewöhnlich ist die Schweizer Kost billiger und bequemer. Da unsere Tibeter fleissig Nachrichten nach Indien senden und auch für eine bessere Orientierung der sich für die Schweiz meldenden Familien besorgt waren, kamen die später einreisenden Tibetergruppen zu uns mit Vorstellungen, die etwas mehr den hiesigen Gegebenheiten entsprachen. Wir selber rechneten nun von vornherein mit dem Erwerbssinn und dem Selbständigkeitstrieb der Neuankömmlinge. In den Heimen besteht jetzt die Möglichkeit, dass jede Familie, sobald sie befähigt ist und es wünscht, für sich selber kochen kann. Dabei lernen Männer und Frauen, anfänglich mit Hilfe der Heimleitung, einkaufen, einteilen und mit dem Lohn auskommen. Wenn der Verdienst ausreichend ist, zahlen die Tibeter für die ihnen zur Verfügung gestellten Zimmer eine ortsübliche Miete. Immer wieder werden wir gefragt: Warum lasst ihr die Tibeter nicht einfach frei? Darauf können wir nur antworten: Sie sind frei! Auch wenn wir wollten, wären wir nicht befugt, sie in den Heimen festzuhalten. Wir wollen das aber gar nicht, unser Ziel war von Anfang an, die Tibeter mit der Zeit zur Selbständigkeit zu führen. Wir hatten allerdings anfänglich mit einer längeren Anpassungszeit gerechnet.

Wünscht eine Familie aus dem Heim auszuziehen, so helfen wir durch Abgabe von Betten und Einrichtungsgegenständen. Aber auch ein auszugswilliger Tibeter muss zuerst eine Wohnung finden, die für ihn erschwing-

lich ist. Das ist heute sehr schwer. In manchen Fällen stellen Arbeitgeber in grosszügiger Weise Wohnungen zur Verfügung, ein Entgegenkommen, das wir nicht hoch genug einschätzen können. Aber nicht alle sind dazu in der Lage. Immerhin wohnen heute schon 98 Personen, ein Drittel aller Tibeter, in eigenen Wohnungen und Haushalten vergnügt und selbständig. Es muss aber einstweilen unbedingt jemand in erreichbarer Nähe zur Verfügung stehen, bei dem sie sich aussprechen und Rat holen können. Die freien Plätze in unseren Heimen sollen dazu dienen, Angehörige der hiesigen Tibeter, die in Indien schon lange auf eine Einreisemöglichkeit in die Schweiz warten, unterzubringen und an unsere Lebensbedingungen zu gewöhnen, bis auch sie auf eigenen Füßen stehen können.

Aus der Umgebung des Dalai Lama wird zwar der energische Wunsch geäussert, wir möchten nun Angehörige von tibetischen Stämmen, die bis jetzt noch nicht von uns berücksichtigt worden sind, in die Schweiz nehmen. Diese Forderung ist begreiflich, sie hat den Vorteil der Unparteilichkeit, aber wir haben nach und nach gelernt, dass ihre Durchführung für uns mit sehr grossen Schwierigkeiten verbunden wäre. In den weiten, menschenleeren Gebieten Tibets lebten die verschiedenen Stämme oder Sippen offenbar weit auseinander, sie vermischten sich kaum und entwickelten ihren eigenen Charakter und ihre eigene Lebensart. In unseren ersten Gruppen waren Angehörige verschiedener Stämme vertreten. Trotz der Aussenstehenden gegenüber sich immer gleich bleibenden Heiterkeit und Freundlichkeit war bald zu spüren, dass im Zusammenleben der Tibeter etwas nicht stimmte. War schlecht aufgeräumt oder ging etwas verloren, so waren immer «die anderen» schuld. Sie gingen sich mit der Zeit immer mehr «auf die Nerven», sprachen nicht mehr miteinander — das will bei den mitteilungsbedürftigen Tibetern sehr viel heissen — und gingen mitunter ziemlich unsanft miteinander um. Mit Hilfe der Lamas, Gruppenleiter und Dolmetscher kamen wir schliesslich den Dingen auf den Grund, besser wurde es erst, als es uns gelang, die Leute an verschiedenen Orten unterzubringen. Seiher haben wir die Erfahrung gemacht, wieviel einfacher alles ist, wenn die Leute aus der gleichen Sippe stammen. Die Neuankömmlinge werden freudig erwartet und empfangen, sie werden durch ihre Angehörigen gründlich aufgeklärt über alles, was hier ihrer wartet, viel besser, als wir dies tun könnten, die Anpassung wird ihnen dadurch ausserordentlich erleichtert.



Fühlen sich die Tibeter, die sich ganz oder nur halb an unsere Verhältnisse angepasst haben, eigentlich glücklich in der Schweiz? Diese Frage legen wir uns immer wieder vor und können sie nur durch Tatsachen beantworten. Fangen wir an bei der «Jungmannschaft»: 55 Kinder sind in der Schweiz geboren! Es ist, wo man sie auch trifft, eine herzige, sehr muntere und lebhaftere Gesellschaft. Die Kleinen schwatzen mit den Eltern tibetisch, unter sich schweizerdeutsch; mit schrillen Stimmen singen sie abwechselnd tibetische Lieder und Schweizerlieder. Sie bevölkern Kindergärten und Primarschulen. Wer mit zehn oder mehr Jahren erst in die Schweiz kam, hat manchmal in der Schule Mühe, die Jüngeren schlagen sich wacker durch. Für Verständnis und Geduld der Lehrkräfte und Schulbehörden können wir nicht dankbar genug sein! Die grösseren Kinder sind begeisterte Pfadfinder, in Oetwil gibt es allein sechs tibetische Kadetten. Alles, was die Schweizer Schuljugend tut, möchten die Tibeter mitmachen, zum Beispiel auch die Sonntagsschule besuchen. Da die Lamas sehr tolerant sind, wird das auch ohne weiteres erlaubt. Unter den jungen Mädchen und Männern, die zu uns gekommen sind, wurden schon zehn Hochzeiten gefeiert. Die jungen Paare scheinen sich ganz heimisch zu fühlen. In der Blasmusik einer Gemeinde funktionieren ein paar stolze Tibeter als Trompeter. Auch hier haben wir das Gefühl, dass die Rückkehr nach Tibet nur noch ein ferner Wunschtraum ist, der vielleicht, wer weiss, in einer spätern Existenz Verwirklichung findet. Die Gegenwart gehört dem Leben in der Schweiz. Jenen Tibetern, die bei der Flucht schon um die vierzig waren, für tibetische Begriffe also schon alt, fällt das Eingewöhnen schwer. Sie sind oft schon recht verbraucht und müde bei uns angekommen und hatten Mühe, sich in unserem für sie unglaublich hastigen Arbeitstempo zurecht zu finden. Gewiss haben sie oft Heimweh! Man muss einmal erlebt haben, wie freudig sie Feste feiern, den Geburtstag des Dalai Lama, ihr tibetisches Neujahr oder unsere Weihnacht, wie sie singen und tanzen können, auch ohne besonderen Anlass. Man muss den begeisternden Empfang mitmachen, den sie uns bereiten, sei es bei einem Besuch im Heim oder in ihren eigenen Haushaltungen. Es empfiehlt sich, vorher zu fasten, um aufnahmefähiger zu sein, denn überall wird aufgetragen: selbstgebackenes flaches Brot, fleischgefüllte Fladen, schön braun geröstete Reiskörner. Wir müssen einfach zugreifen. Beschenkt werden wir obendrein auch noch. «Tuditsche, tuditsche», heisst es immer wieder. «Dankeschön, danke für alles!» Und man muss die immer

wiederkehrende dringende Bitte hören: «Bring meinen Bruder herein, meine Schwester, meinen Freund, meine Tante. Bring sie herein, bitte, bitte, dass sie es auch so gut haben wie wir!» Dann gewinnt man trotz allem die Ueberzeugung, dass es zwar für diese Menschen ein schweres Unglück war, ihre Heimat verlassen zu müssen, dass es aber unter jenen Umständen, die wir nicht ändern können, für sie das Beste war, zu uns kommen zu dürfen. Es stimmt schon, sie sind uns nicht ganz unähnlich, auf alle Fälle sind sie viel lieber hier als in Indien.

In den letzten Augusttagen trafen zwei weitere Tibetergruppen in der Schweiz ein. Es war in der Frühe um sechs Uhr, als das Flugzeug in Kloten landete. Ein wenig scheu und ermüdet von der langen Reise standen sie auf dem Flugplatz, jene tibetischen Flüchtlinge, Angehörige von bereits in der Schweiz weilenden Familien, die nun bei uns eine neue Heimat finden sollen. Es waren Männer, Frauen und Kinder, Alte und Junge. Hier und dort entdeckte man mit schnellem, fast zufälligem Blick irgendetwas, das sich in der Erinnerung einprägte: Da war zum Beispiel das markant geschnittene Gesicht eines Mannes, der sein Haar nach alter Tibetersitte in feinem Zopf um den Kopf geflochten trug, die in eine unauffällige braune Kutte gekleidete Nonne, unaufhörlich ihre Gebetsmühle schwingend und dazu leise vor sich hin murmelnd, die beiden Waisenkinder mit dem roten Schleifchen im schwarzen Haar... Welch ein Gegensatz zu jenen Tibetern, die bereits seit einigen Jahren in der Schweiz weilen und mit europäischen und schweizerischen Gewohnheiten längst vertraut sind! Und beim Vergleich der Neuankömmlinge mit den heimisch Gewordenen will es uns scheinen, dass auch hier die Antwort der Frage «Sind unsere Tibeter glücklich?» auf der Hand liegt.
